

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

Erster Teil:

Zwei Fälle.

1. Kapitel.

„Ich habe Sie nun mit allen Fällen, die unsere Gefangenen betreffen und die irgendwie bemerkenswert sind, bekanntgemacht,“ sagte der Direktor des Gefängnisses zu Tiefurt zu dem neuen Gefängnisgeistlichen, „mit allen, bis auf zwei. Bis auf die zwei interessantesten. Die will ich Ihnen zum Schluß eingehender schildern.“

Der Direktor, ein großer, starker Mann mit schwarzem Vollbart und ruhigen, gütigen Augen, setzte sich in seinem Schreibstischfessel bequem zurecht, schlug die Beine übereinander und zündete sich gemächlich eine Zigarre an. Während er den Rauch ausstieß, schien er über die zwei interessantesten Fälle nachzudenken oder richtiger: über die beste Art, sie seinem neuen Mitarbeiter, der erst gestern sein Amt angetreten hatte, verständlich zu machen.

„Sind diese beiden Fälle so verwickelt?“ fragte der Pastor.

Er war für sein Amt eigentlich noch recht jung, kaum in den hohen Dreißigern, rundlich, rosig und blühsauer, ein Geistlicher, der nach seinem Aushören mehr in einen Damen-salon paßte, als in ein Gefängnis.

„Verwickelt?“ gab der Direktor zurück. „Das nicht. Die Fälle sind prozessual klar, ganz klar. Interessant und ungewöhnlich sind nur die beiden Täter, — besonders der eine, der mir geradezu Rätsel aufgibt.“ Hier lächelte der Direktor. „Mir, der ich doch abgebrüht bin und mich nicht so leicht verblüffen lasse.“

Der Pastor rieb sich die gepflegten Hände, schmelzte mit dem Zeigefinger ein Stäubchen von den schwarzen Kleidern und fragte nahezu interessiert: „Bitte, erzählen Sie.“

„Es handelt sich um die Fälle Reiskner und Behrens,“ sagte der Direktor. „Beide Männer wurden wegen Totschlags verurteilt, Hermann Reiskner wegen versuchten zu fünf Jahren, Herbert Behrens wegen vollendeten zu zwölf Jahren. Herbert Behrens ist ein zweiundvierzigjähriger Mann und hat noch elf Jahre seiner Strafe zu verbüßen. Hermann Reiskner wird erst zweiunddreißig Jahre alt und befindet sich seit vier Jahren hier im Gefängnis. Aber in drei Tagen geht er in die Freiheit. Wegen muster-gültiger Führung ist ihm ein Jahr im Gnadenwege erlassen worden.“

„Ah,“ rief der Pastor aus, in einem Ton, der halb Wohlwollen, halb Erstaunen ausdrückte, Erstaunen wohl darüber, wie man einen Menschen, der versucht hatte, zu töten, begnadigen konnte, und Wohlwollen aus dem Grund, weil Barmherzigkeit zu üben sein Beruf war.

„Auch ich,“ lächelte der Direktor mit unmerklichem Spott, „bin mit meinen Sympathien mehr bei Herbert Behrens, obwohl dessen Verbrechen sein Ziel erreichte, während das des andern inmerhin nur ein Versuch blieb... Aber das sind persönliche Gefühle, die schweigen müssen, wo wirkliche Tatsachen sprechen. Und die Tatsachen sprechen zugunsten des Hermann Reiskner, der ein muster-gültiger Gefangener war. Er führte sich tadellos. Besonders Ihr Vorgänger, Herr Pastor, hatte alle Ursache, mit ihm zufrieden zu sein, denn Hermann Reiskner wurde allmählich das, was man einen reuigen und gebesserten Sänder nennt...“

Der Direktor schwieg und sah mit lässiger Ironie dem Rauch seiner vorzüglichen Zigarre nach, während der Pastor, der die Ironie wohl merkte, aber nicht recht begriff, wohn sie hinauswollte, unruhig wurde und mit seinen rasierten, biden Fingern auf den nicht minder wohlbeliebten Schenkeln herumtummelte.

„Also ist der Mann wohl ein Heuchler?“ fragte nach einer Weile der Pastor.

„Das nicht. Aber er ist kein Charakter.“

„Kein Charakter?“

„Sie staunen, daß ich den Leuten, die ich hier festhalte, Charakter zubillige?.. Oh, ich gehe noch viel weiter. Ich behaupte, daß den meisten schweren Verbrechern nicht ihr Zuwenig, sondern ihr Zuviel an Charakter zum Fallstrick geworden ist. Der, welcher töten will, muß immerhin Mut besitzen, den Mut zur Tat, und diesen hat nur, wer ein Charakter ist... Ich habe meine Gefangenen lange studiert und bin dahin gekommen, sie in drei Massen einzuteilen. In solche, die ihrem Charakter treu bleiben und das zeigen; das sind die Verstockten. In solche, die ihrem Charakter zwar auch treu bleiben, dies aber verbergen; das sind die Heuchler. Und in die wenigen, die gar keinen Charakter besitzen; das sind die, von denen wir zu Unrecht annehmen, daß wir sie reuig und gebessert entlassen... In diesen letzten möchte ich Hermann Reiskner zählen, obwohl ich freilich zugeben muß, daß ich mir über ihn noch nicht völlig klar geworden bin.“

Der Pastor war geneigt, gegen diese Ansicht, daß nur Charakterlose reuig und gebessert das Gefängnis verlassen, Einspruch zu erheben, doch fühlte er zu stark, daß das, womit er diesen Einspruch hätte begründen können, noch zu sehr Buchstabenweisheit war, als daß er gegenüber diesem gelassenen und in seiner Gelassenheit so selbstsicher kraftvollen Mann einen Widerspruch gewagt hätte.

Er begnügte sich daher damit, nervös zu husteln und mit gemachter Ungeduld zu fragen:

„Gut, wie liegt also der Fall Reiskner?“

Der Direktor wippte mit einer nachlässigen Bewegung die Asche von seiner Zigarre, zog ein Manuskript aus der Schublade seines Schreibstisches und lehnte sich weit in seinen Stuhl zurück.

„Ich habe mir,“ sagte er, „wie über alle interessanteren Fälle, so auch über die Fälle Reiskner und Behrens Akten

angelegt, in denen ich, aus persönlicher Liebhaberei und um zu meinen Gefangenen in ein intimeres Verhältnis zu kommen, das es mir ermöglichten soll, sie menschlich zu verstehen, kurz und zusammenhängend alles verzeichnet, was mir für dieses Verständnis von Wert und es mir zu erleichtern scheint... Hören Sie, was ich über die Fälle Reizner und Behrens niedergeschrieben habe."

## 2. Kapitel.

Hermann Reizner war der Sohn reicher Eltern, sein Vater betrieb ein großes Exportgeschäft in Hamburg. Hermann Reizner war schon seit Jahren die Procura erteilt worden. Er galt als geschäftlich rührig, weit über das Durchschnittsmaß intelligent, schien ein scharfer und nüchternen Denker und erwies sich in den meisten seiner Entschlüsse selbständig und rasch. So war die Führung des Geschäftes nach und nach ganz in seine Hände gegliedert, während sich der Vater, bei dem sich mit zunehmendem Alter ein vorhandenes Herzleiden stark verschlimmert hatte, mehr und mehr in das ruhige und beschauliche Leben eines Zuschauers und leisen Beraters zurückzog.

Hermann Reizner verriet in nichts, daß Leidenschaften in ihm schlummerten. Er ging den geraden und zähen Weg der Leute seines Standes, war nüchtern, spielte nicht, zeigte mächtige Neigung für Musik, eine etwas heftigere für den Rudersport und war im übrigen nahe daran, sich mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines reichen Hamburger Kaufmanns, zu verloben.

Liebe sprach bei dieser geplanten Verbindung nicht mit, nur eine ruhige Sympathie, in die sich bei Hermann Reizner noch etwas wie Neugier mischte, eine Neugier, die von einem geheimen Mißtrauen nicht ganz frei war. Was er von dem jungen Mädchen wußte, ging nicht weit über die Grenzen dessen hinaus, die in der guten Gesellschaft dem geselligen Verkehr der jungen Leute gesteckt sind. Das Mädchen war von ihm weder heftig begehrt noch gegen Widerstände erobert worden, es war ihm gleichsam von selbst zugefallen, er pflichtete es auf dem nüchternen Weg, den er ging, wie eine hübsche Blume, die man ohne tiefere Wünsche abreißt, um sie neben in eine Vase zu stecken.

Ohne sich sonderlich zu beilen, im Grunde sogar von einer dunklen Unruhe, die ihm zuweilen im Mute wachte, geängstigt und gehemmt, strebte er dem Ziel zu, das ihm vom Schicksal vorgezeichnet schien: einem Leben, dessen Sinn und Zweck der Erwerb und die Familie waren.

In dem Leben dieses Menschen vollzog sich nun jäh und von niemandem, am wenigsten von ihm selbst, erwartet, eine Wandlung. Außerlich veranlaßt wurde sie durch den rasch nacheinander erfolgten Tod seiner Mutter und seines Vaters, durch den er nicht nur in den unbeschränkten Besitz eines erheblichen Vermögens kam, sondern der ihn auch von einer Kontrolle befreite, die, ohne je scharf oder streng zu werden, doch immer dazugehört war. Er erwies sich als einer jener Menschen, die für sich allein nichts sind, die nur gedeihlich wirken können, wenn eine andere Hand sie führt, und die ratlos werden und schließlich in die Brüche gehen, wenn jener fremde Einfluß erlischt.

Hermann Reizner besaß mit einem Male viele Freunde. Er, der bisher nie ein Bedürfnis nach Bekanntschaften empfunden hatte, suchte jetzt welche, weil er den Einfluß brauchte, der von ihnen ausging. Allen Einflüssen dieser Art, die beständig wechselten, gab er sich hin, betete wahllos an, was ihm der Tag zuführte, und war immer bereit, das zu verhöhnern, was er am Tag zuvor noch gepriesen hatte. Er wurde ein haltloser Mensch.

Daß es indessen nicht nur äußere Umstände waren, die ihn wandelten, daß vielmehr schon immer Neigungen zum Bösen in ihm geschlummert hatten, die ein Zufall getweckt hatte und triebhaft hatte wachsen lassen, das bewies die Tatsache, daß Hermann Reizner mit einer sonderbaren Eile gerade jenen Einfluß floh, der ihm vielleicht neuerdings einen festen Halt hätte geben können.

Seit dem Tode seines Vaters nämlich zog er sich mehr und mehr von der zurück, die seine Braut hatte werden sollen, auf so unverstänlich gute Art, daß dieses Verhältnis, das immerhin auf gute Freundschaft gegründet gewesen war, nunmehr in Feindschaft ausartete.

Es war, als habe er in dem Mädchen die verflozene Zeit, die Zeit des Zwanges zum Guten und zum Geraden, von der er sich innerlich von Tag zu Tag weiter entfernte.

Kein Mensch haßt ja den Zwang, den Antrieb glühender als der, der seiner nicht entraten kann.

Hermann Reizner hatte jetzt täglich neue Herren und Berater. Von allen verlangte er unbenutzt, daß sie ihm für etwas der Antrieb seien. Sie waren es ihm auch, und Hermann Reizner fügte sich ihnen. Nichts in der Welt findet leichter Willige und Sklaven als das Böse.

Um diese Zeit machte Hermann Reizner durch seine neuen Freunde die Bekanntschaft eines Weibes, von dem für sein ferneres Leben die entscheidende Wendung ausgehen sollte.

Er war zweiunddreißig Jahre alt, als er zum ersten Male mit Lena Körting zusammentraf, einer Frau, deren Alter nicht leicht zu bestimmen war, die manche für noch nicht dreißigjährig, andere schon für vierzigjährig hielten, von der aber, was alle bestätigten, die sie kannten, die sonderbare Macht ausging, Männer unter einem anzuziehen und abzustößen und sie in jedem Fall unglücklich zu machen.

Man hätte Lena Körting nur mangelhaft charakterisiert, wenn man gesagt hätte, daß sie schön sei, was sie im Grunde auch gar nicht war, und da das, was sie den Männern so gefährlich machte, mehr eine Eigenschaft ihrer Seele als ihres Körpers war.

"Ich glaube, daß es Ihnen Freude machen könnte, wenn einer, der Sie liebt, um Ihre Willen zum Schurken würde, — ja, daß das gerade allein Ihr Glück ausmachen könnte," sagte einmal Hermann Reizner zu ihr.

"Gewiß," antwortete sie darauf mit einem dunklen Lächeln, und ihre Augen, die von innen dem Anblick eines Grausamen hingegen schienen, befestigten mit ihrem fatten Glanz, daß sie die volle Wahrheit sprach.

Es gingen viele Gerüchte um sie. Man wollte wissen, daß sie eine Dämonin sei, man dachtete ihr eine aristokratische Abkunft an und behauptete andererseits wieder, daß sie aus der Hefe des Volkes stamme und auf abenteuerliche Weise hochgekommen sei.

Wie es sich in Wirklichkeit verhielt, wußte niemand. Sicher war nur, daß sie in der Lage war, auf großem Fuß zu leben, frei und in recht abenteuerlichen Formen, und daß ihr ein Schwarm von Verehrern anhing, von denen sie keiner liebte, dafür aber alle begehrten.

Sie war ein Irrlicht.

(Fortsetzung folgt.)

## Luthers Bild im Lichte der deutschen Dichtung.

(Schluß.)

Wie anders erscheint der Luther, den uns nach den Stürmen des 30-jährigen Krieges die Dichter eines friedenswünschenden Deutschlands vorstellen! Man wird betont „seine gekrümmte Gebault, die alle Furcht und Traurigkeit von ihm abstieß und nichts anderes als eine Wirkung des heiligen Geistes aus dem Glauben gewesen sein kann.“ Mit diesen Worten gibt Spener in seinem „Lutherus redivivus“ die Tonart für die Auffassung des Pietismus an, und der Reformator ist nun nicht mehr der große Tatenmensch, sondern der duldende Vater, „ein stattliches Werkzeug und eine taure Werkstatt des heiligen Geistes.“ Zugleich preist die Aufklärung den Ueberwinder des Aberglaubens und der Unvernunft, und in seiner Reformations-Jubelode singt Gottsched:

„Aus dir, gepriesenes Sachsenland  
Entspringt das Licht der reinen Lehre,  
Du hast das Docht des Glaubens angebrannt,  
Das sonst fast gar erloschen wäre.  
Aus deinen Mauern, Wittenberg,  
Entsteht das unerhörte Wort!“

Diesen frommen Gottesmann, der die Lehre der Vernunft in Deutschland heimisch machte, hat ein Anhänger und Jünger Gottscheds, Christian Fr. von Derschau, dessen Verse aber auch bereits Klopstockschen Einfluß verraten, in einem umfangreichen Heldengedicht befangen, der „Lutheriade“, die freilich ebensoviele wie das andere von Gottsched angeregte Gegenstück zur „Messiade“, der „Hermann“ Schönaichs, mit Klopstocks Dichtung wetterfeiern kann. In ziemlich holperigen Alexandrinern erhalten wir eine Geschichte des Reformationszeitalters, in der Luther als der Befreier der Völker vom Joch Roms gepriesen wird. Erst die Männer der folgenden Generation haben vollbracht, was der Gottsched-Schüler nur ahnte; sie haben Luther als den Lichtbringer und den Apostel der Deutschen entdeckt. Dammann schöpft wieder aus dem ungetrübten Urquell der Lutherischen Sprache. Möser verteidigte den Reformator in einem französischen, dann übersezten und vielverbreiteten Schreiben gegen die Mißverständnisse Voltaires, und Herder, der dem „Prediger und Lehrer der deutschen Nation“ ein eigenes Denkmal setzen wollte und dann wenigstens in den

Humanitätsbriefen Luther-Worte sammelte, verließ dem Empfänger seiner Zeit Ausdruck in dem herrlichen Gedicht:

Mächtiger Eichbaum  
Deutschen Stammes! Gottes Kraft!  
Troden im Wipfel braust der Sturm.  
Du siehst mit hundertbogigen Armen  
Dem Sturm entgegen und grünlst! —  
Der Sturm braust fort! Es liegen da,  
Der dünnen Arme Kette  
Behn darniedergefaßt: Du Eichbaum siehst.  
Bist Luther!

Als den deutschen Sturm- und Drang-Menschen hat ihn J. v. H. v. B. gesehen, der im Feueratem der Sonne dahersäuft; so braust sein Geist durch Goethes „Göt.“ Als den Verbrecher fremder Ketten, den deutschen Nationalhelden feiert ihn Schiller und Goethe und ebenso die Dichter der Freiheitskriege, ein Ernst Moritz Arndt und Körner. Dies war die Tonart, in der man das dritte Reformationsjubiläum feierte. Damals wollte Goethe, durch Luthers Beispiel aufgerufen, „nottgedrungene Kraft nicht ungenützt verlieren und in Kunst und Wissenschaft wie immer protestieren“, und ein Nachwächter-Lied auf das Jahr 1817 singt:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,  
Der Geist ist nicht mehr in Fesseln geschlagen.  
Gedenket an Luther, den Ehrenmann,  
Der solche Freiheit euch wiedergewann.  
Bewahret das Licht, der Wahrheit Licht,  
Bewahret das Feuer, entweichet es nicht.“

Solche Warnung, wie sie auch Umland 1817 in seinem schönen Gedicht „Die Urne zu Hirsau“ anstimmte, waren in dieser Zeit der beginnenden Reaktion sehr am Platze. Die Romantik hatte unterdessen ein ganz anderes Luther-Bild erschaffen und von der Bühne aus einem großen Publikum gezeigt. 1807 war Zacharias Werner's Drama „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ erschienen. Dieser sinnlich-übersinnliche Gottfischer, der nicht lange danach zum Katholizismus übertrat und in der „Weihe der Kraft“ sein Lutherdrama widerrief, hatte die Gestalt des Reformators in ganz unprotestantischem Geiste gesehen. Wohl schildert er in theatralisch-prachtvollen Bildern das Emporstreigen des Bergmannssohnes, der die Mönche und Nonnen befreit und auf dem Reichstage zu Worms Kaiser und Kardinalen trotzt, aber mystische Gestalten führen und leiten ihn; der Junker Jörg hat phantastische Visionen, und eine schwüle Wehrauschstimmung ist über sein Verhältnis zu Katharina von Bora gebreitet. Die äuprige Phantasie, die ein hartes Bühnenwerk gestaltet, verschwimmt in romantische Phantasterei und verzerrt das Luther-Bild zu einer unwirklich-dämonischen Gestalt, die dann August Klingemann in einem ebenfalls erfolgreichem Theaterstück noch gröber ausgestaltete. Dieser romantische Luther mußte erst wieder der Wirklichkeit erobert werden, und dies geschah in der Wiedermeierzeit in ausgiebigem Maße. In zahlreichen Gedichtbüchern und Romanen wird Luther als der gute Familienvater geschildert, so in dem an anekdotischen Zügen reichen Gedichtbuch „Luther und seine Zeit“ von Hagenbach, in Ludwig Beckstein's „Luther“ mit seinen prächtigen Versen, an die sich die anderen Luther-Dichter des deutschen Hauses, Gotthold Knaupp, Julius Sturm, Gerd usw. anschließen. Datté Kleist in seinem „Michael Kohlhaas“ ein geschichtliches Luther-Bild geboten, so wird es in zahlreichen anderen Erzählungen, auch in Gustav Freytag's „Markus König“ bürgerlich-sentimental ausgepult. Und ebenso in den bekanntesten Festspielen von 1883, von denen die von Otto Devrient und Hans Herrig die vollständigsten wurden. Den schönsten dichterischen Beitrag zum Luther-Jubiläum von 1883 hat Conrad F. Meyer in seinem „Luther-Lied“ gegeben. Die reichere geschichtliche Anschauung unserer Tage atmen die Dramen von Wolf Bartels und Fritz Lienhard. Der Dichter aber, der den ganzen Luther „lebendig macht“, soll erst noch kommen. Möge das 4. Reformations-Jubiläum ihn uns schenken!

### Vor hundert Jahren.

aus dem benachbarten Großen-Linden schreibt man uns: Die Reformationsfeier 1817 beschrieb der damalige erste Pfarrer, Pastor Christian August Hoffmann in einer kleinen Druckschrift, die durch den bewahrenden Charakter des Bauernhauses heute noch vereinzelt vorhanden ist. Am Vorabend, Donnerstag, 30. Oktober, wurde die Feier mit allen Glocken eingeleitet. Am 31. Oktober fand unter dem Geläute aller Glocken und gemeinsamem Gesang ein großer Umzug statt, „durch die ganze Stadt, die Untergasse bis zur Vieher Pforte hinauf, und von da die Obergasse herab durch das große Thor des Kirchhofes nach der Kirche.“ „Gewiß hatte bis dahin ein so zahlreicher und gesammelter Kirchgang noch nie in Großen-Linden statt gehabt. Alles hatte sich angeschlossen, ohne Unterschied des Geschlechtes, ohne Unterschied des Alters. Selbst der bejahrteste Mann von Großen-Linden, ein Greis von 82 Jahren (Bathschöffe Jost West) und seinem Alter nach dem vorigen Jubelfeste vor allen am nächsten, war kräftigen Schrittes und laut einstimmend in den Gesang an meiner Seite von Anfange bis zu Ende mitgezogen.“ Nachmittags predigte der zweite Pfarrer, Diacon Snell. „In feierlicher Stille

ging dieser Tag hin, welcher bloß der geistigen Betrachtung und der Belebung guter Entschlüsse gewidmet blieb, die das Nachdenken über die Feier des Jubelfestes und der Genuß des heiligen Abendmahls erzeugt hatten.“ Samstag, 1. November, wurden im Gottesdienste „Schüler und Schülerinnen vor dem Altare versammelt und denselben Fragen vorgelegt, welche von dem größten Theile so treffend als freiwillig beantwortet wurden. Zwanzig Kinder, welche sich seither durch Fleiß und sittliches Betragen vortrefflich ausgezeichnet hatten, erhielten nach geleiteter Prüfung kleine, dem Zwecke angemessene Prämien als Zeichen der Zufriedenheit der Lehrer.“ Nach dem Gottesdienste wurden vor der Kirche auf dem Kirchhofe eine Eiche und eine Linde gepflanzt, auch als Sinnbilder der Stifter unserer evangelischen Kirche: „Die starke, feste Eiche, welche kein Sturm bewegt und hier auf der höchsten Stelle prägnant soll, das Bild des kräftigen, in seinem Muthe und in seiner Ausdauer unerlöschlichen Luthers; — die Linde mit ihrem milden Schatten und ihrem weichen Holze, aber darum nicht minder wohlthätig und dauernd, dort an der tieferen Stelle gepflanzt, das Bild des sanften, besonnenen und bescheidenen Freundes und Gehilfen von Luther, Melandthons.“ — „Die Worte, welche ich zu der zahlreichen auf den Gräbern der Voreltern vereinten Menge über den Zweck und Sinn der beabsichtigten Pflanzung redete, wurden mit den augenscheinlichsten Beweisen von Theilnahme und Rührung angehört. Es war vielleicht der feierlichste Augenblick des ganzen Festes.“ Anschließend wurde die Jugend „auf das nahe Rathaus geleitet, wo sie mit Schreibpapier beschenkt und mit Weisbrod und Wein, welcher wohl die meisten hier zum erstenmale gewossen, erquidt. — Tanz und gesellige Freude, welche aber in den Grenzen würdiger Mäßigung blieb, beendigten das schöne Fest.“

In dem Filialort Kleinlinden wurde die Feier in umgekehrter Reihenfolge gehalten. Der 31. Oktober war der gefestigten Freude gewidmet. Am 1. November, mittags 2 Uhr, „zog ich mit der Gemeinde und Schulschule aus dem Schulhause (unter Gesang) nach dem großen freien Platze in der Mitte des Ortes, wo besetzt vier Straßen wie Strahlen eines Kreises zusammen laufen, und wo die Gemeinde an Sonntagen oder in feierlichen Tagen zu versammeln pflegt“, zur Pflanzung einer Linde, „die von da fast aus jedem Hause wahrgenommen werden kann.“ Darauf war in der Kirche Prüfung der Schulschule, — 9 Prämien wurden verteilt — und anschließend wurden in der Kirche die Kinder, wie in Großen-Linden, sämtlich beschenkt und gelobt. Sonntag den 2. November war die eigentliche feierliche Feier mit Abendmahl. „Bemerkenswerth ist es, daß ich, nach einer mehr als Jahreslangen Unterbrechung des Gottesdienstes, die durch eine Irrung in der Gemeinde veranlaßt wurde, welche manmehr zum Kirchzuge nach der Mutterkirche höchsten Orts angewiesen worden war, an diesem Feste den Wunsch der Gemeinde Kleinlinden erfüllte, ihr wiederum die Haltung eines eigenen Gottesdienstes zu ermöglichen; ein Umstand, der die feierliche Freude um ein Großes steigerte.“

Im Einwohnern zählte Großen-Linden 350 im Jahre 1617, 470 i. J. 1717, 807 i. J. 1817. „Nach diesem Maasstabe kann die Gemeinde bis zum nächsten Jubiläum wohl auf 1300 Seelen anwachsen.“ Nach der Volkszählung von 1910 hatte die Gemeinde über 2000 Einwohner. Kleinlinden hatte 1717 an Einwohnern 206. „Gegenwärtig beläuft sich die Seelenzahl von Kleinlinden auf 312, übertrifft also die von 1717 um 1/3. Bis zum vierten Jubelfeste, 1917, könnte sie wohl die Zahl von 450—470 erreichen.“ Die Volkszählung von 1910 aber fand über 1800 Einwohner. —

„Wie viele sind vor zehn Jahren (1807) als Kinder ein Raub der vom verdrängten Völker, wie viele vor 3 und 4 Jahren ein Opfer der damals herrschenden Seuche geworden, und wie mancher Vater hat der Rückkehr seiner Söhne vom Kriegsschauplatz vergeblich geharrt!“ — „Die Draufsage von 1813 und 1814, wo fremde Kriegshoere die Stadt und Umland heimsuchten, die Viehheerde herrschte, und das granenwolle Nervenstieber den meisten Familien dahier und zu Kleinlinden tiefe Wunden schlug, sind uns allen noch frisch im Gedächtnisse. Zu den Zeiten der Noth möchte wohl auch gegenwärtiges Jahr des Hungers gezählt werden müssen, worin das Mehl Korn, welches bis dahin nach einem zehnjährigen Durchschnitt etwa 8 fl. gezolet hatte, vor der Erndte den Preis von 26 fl. erzielte, und auch jetzt, nach der Erndte, noch 18 fl. gilt. — Welch ein auffallender Unterschied, wenn man damit die vor 100 Jahren übliche Preise vergleicht! Nach zehnjährigen Durchschnittspreise galt nämlich das Korn am Anfange des vorigen Jahrhunderts nur 2 fl. 48 kr. Vielleicht wird unsere Nachkommen in 100 Jahren der gegenwärtige uns unerhörte Preis nicht in Verwunderung setzen.“ Und in der That, wir von 1917 haben, wenn auch nicht beim Kriegsschrot, so doch auf anderen Gebieten, Preise erlebt, die uns nicht so leicht mehr in Verwunderung geraten lassen.

Das schöne Fest von 1817 konnte gefeiert werden, nachdem die Siegeskinder von 1815 schon Wurzel gefaßt hatten. Wir feiern unser Fest in einem der größten Kriege und Wirtschaftskriege. Möchten bald die Gräben für unsere Siegeskinder ausgehoben werden!

### Vermischtes.

\* Der Riesenausschwung der deutschen Elektrizitätserzeugung. Als vor über drei Jahrzehnten Mattenau das erste deutsche Elektrizitätswerk gründete, bezogen die ersten Kunden den Strom nur für Luchsbeleuchtung; erst allmählich lernten weitere Kreise die elektrische Beleuchtung schätzen, dann wurde der elektrische Strom in allerlei Kraftbetrieben, im Handwerk und in der Kleinindustrie angewandt, und in der Mitte der 90er Jahre, nachdem man die Kraftübertragung auf weite Entfernung eingeführt hatte, begann ein Riesenausschwung der Elektrizitätserzeugung in Deutschland. Hierüber macht Dr. Hugo W. Siegel (Berlin) in den von Dr. Arnold Berliner und Prof. August Böttler herausgegebenen „Naturwissenschaften“ fesselnde Mitteilungen. 1895 gab es in Deutschland 148 Elektrizitätswerke, 1900 waren es 652, 1906: 1338, 1913: 4040. Die Anzahl der verorgten Ortlichkeiten betrug in den gleichen Jahren: 150, 870, 3000, 175 000; Die Leistungsfähigkeit der Kraftwerke stieg von 40 000 Kilowattstunden über 230 000 Kilowattstunden auf 720 000 Kilowattstunden und 2 100 000 Kilowattstunden; das angelegte Vermögen wuchs von 100 Mill. Mark auf 400, 1400 bis zu 2500 Mill. Mark; die versorgten Wäslampen zählten anfangs eine halbe Million; 1900 war ihre Menge vervielfacht, 1906 waren es 8 200 000 und 1913: 24 500 000. Für die Wäslampen lautete die Zahlen 2 000, 50 000, 155 000, 230 000, und die Gesamtmenge der verkauften Kilowattstunden betrug 80 Millionen, 140, 720 und 2800 Millionen. Diese Zahlen spiegeln nicht nur den Riesenausschwung der Elektrizitätsversorgung in beinahe zwei Jahrzehnten wider, sondern verraten auch wesentliche Merkmale ihrer Entwicklung. So ersieht man z. B. aus ihnen, welchen Einfluß die Erfindung der Stromföhrenden Metallfadensampe gehabt hat: während sich von 1906 bis 1913 die Zahl der Wäslampen verdreifacht hat, haben sich die Wäslampen nur um etwa die Hälfte vermehrt, und seitdem haben sie wieder abgenommen. 1895 wurden für Licht 31 000 Kilowattstunden verbraucht, 1900: 156 000, 1906: 490 000, 1913: 1 300 000; der Kraftanschlußwert dagegen betrug in diesen Jahren 5000 Kilowattstunden, 96 000, 340 000 und 2 400 000 Kilowattstunden. Während also im Jahre 1895 der Lichtanschlußwert das Sechsfache, im Jahre 1900 noch das 1 1/2-fache des Kraftanschlußwertes betrug, hatte 1913 der Kraftanschlußwert beinahe die doppelte Höhe des Verbrauches für Licht erreicht. Durch den Vergleich zwischen den Jahren 1900 und 1913 erkennt man die Entwicklung zur Fernversorgung: anfänglich kamen auf ein Werk 1,25 Orte, zuletzt wurden 4,25 Ortlichkeiten versorgt. Die durchschnittliche Größe eines Kraftwerkes betrug im Jahre 1900: 352 Kilowattstunden, 1913 dagegen: 520 Kilowattstunden, ein Zeichen für die vermehrte Zusammenfassung der Kraftzeugung. Ungefähr dreiviertel der Gesamtleistungsfähigkeit der deutschen Elektrizitätswerke verteilt sich auf nur 103 größere Werke mit einer Einzelleistung von über 5000 Kilowattstunden; die übrigen 3900 Werke verfügen zusammen nur über eine Leistung von rund 540 000 Kilowattstunden, durchschnittlich also jedes über 140 Kilowattstunden. Es ist also noch immer eine weitgehende Zersplitterung der Elektrizitätserzeugung vorhanden. Noch immer gibt es eine Anzahl gewerblicher Betriebe, die elektrische Arbeit nur für den eigenen Bedarf erzeugen, so vor allem Fabriken, ferner Warenhäuser und große Wirtschaften. Die Anzahl und Leistung dieser „Einzelsanlagen“ übertrifft die öffentlichen Werke noch um ein Vielfaches, ihre Leistungsfähigkeit wurde im Jahre 1913 auf rund 8 Millionen Kilowatt gegenüber 2 Millionen Kilowatt der öffentlichen Werke geschätzt. Ihr Verbrauch betrug etwa 10 Milliarden Kilowattstunden, während die Abgabe der öffentlichen Werke an die Verbraucher noch nicht ein Drittel dieser Menge erreichte und unter 3 Milliarden Kilowattstunden blieb.

\* Polypen als Scharpellschützen. Unter den vielen Beweisen dafür, daß die Natur viele der modernsten Waffen bereits vor undenklichen Zeiten zu erfinden und ihren besonderen Zweck dienstbar zu machen wußte, ist als besonders interessantes Beispiel die „Verwundung“ der Polypen zu nennen. Während die Tiere der niedrigsten Art infolge ihrer Beschränkung auf dem Meeresboden uns als Ganzheitsbeispiele der Hülfslosigkeit erscheinen, da sie ja nicht einmal fortzulaufen vermögen, hat die Natur doch für sie und ihre schwebenden Nachkommen, die Quallen, mit den raffiniertesten vom Standpunkt der menschlichen Technik modernsten Waffen ausgestattet. Wie der Prometheus dem „Buch der 1000 Wunder“ vom Meistar Fisch und Alexander Roszkowski entnimmt, werden die Opfer der Polypen keineswegs von den schwachen, dünnen Fangarmen gepackt, sondern vielmehr durch eine austretende giftige Flüssigkeit gelähmt. Das hierbei gebrauchte Gift wird durch besonders abgedichtete Kapselfn in den Körper des zu überwältigenden Tieres hineingefördert. Den maschinellen Apparat für diesen Zweck stellen die an den Fangarmen der Polypen sitzenden Nesselzellen dar, die einen langen, spiral aufgewickelten Faden enthalten, der trotz seiner Feinheit noch ein Nadel enthält, in welchem sich das Gift befindet. Diese Nesselzellen sind von einem ganz dünnen Körperhäutchen überpannt, und wenn dieses an einem spitzigen Fortsatz bloß berührt wird, so platzt es, und die Kapselfn fliegt

heraus. Gleichzeitig mit diesem Vorgang sprengt sich die nunmehr entlastete Spiralfeder aus, um wie ein Speer in das angegriffene Tier zu dringen und es durch das ausfließende Gift zu lähmen. Kontraktion und Vorgang gleichen also im Wesen vollkommen der Wirkung moderner Scharpellschüsse, und die Polypen waren demnach bereits als Scharpellschützen tätig, als noch kein Mensch auch nur im entferntesten an derartige Möglichkeiten zu denken vermochte.

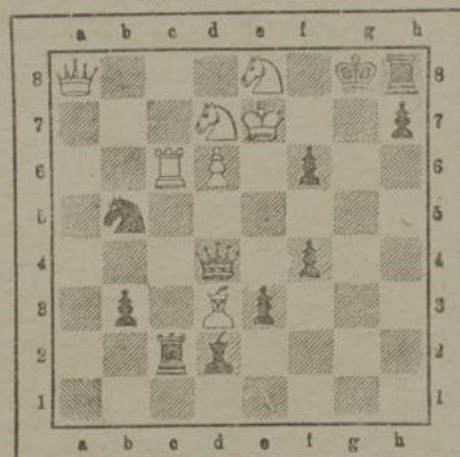
### Büchertisch.

— Alexander Roszkowski, Der Sprung über den Schatten. Betrachtungen auf Grenzgebieten. Umklapp- und Einbandzeichnung von Karl Arnold. Preis geheftet 4 Mark, gebunden 6 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Es ist durch zahlreiche, früher veröffentlichte Studien, auch durch die Mitarbeit an dem kürzlich erschienenen „Buch der 1000 Wunder“ erwiesen, daß der Verfasser der vorliegenden Betrachtungen, Alexander Roszkowski, nicht nur der Humorist ist, als den das große Publikum ihn kennt. Der schwerwiegende Teil seiner Arbeit gehört der strengen Wissenschaft, beiser den Wissenschaften, denn seine Anteilnahme gilt in gleich hohem Maße der Poesie wie der Philosophie, der Mathematik wie andererseits auch den schönen Künsten. Er tritt allen Disziplinen zunächst mit der Unbefangtheit des nicht einseitig festgelegten Laien gegenüber; aber ein erlauchtes Fassungsvermögen, gepaart mit unbewußter Einfühlungskraft, erlauben ihm ein nicht mehr laienhaftes Eindringen und darüber hinaus ein selbständiges Weiterdenken bis zu neuen überraschenden Ergebnissen. Daß Roszkowskis Interessen von gleichmächtiger Vielseitigkeit sind, daß sein Wissen nicht das des Fachgelehrten ist, kommt gerade diesen Betrachtungen auf Grenzgebieten zustatten. „Der Sprung über den Schatten“, der vermutlich mandem Fachgelehrten Aufschlüsse geben kann, wendet sich aber im eigentlichen an jeden, der überhaupt Lust hat zu denken. Man kann diese Betrachtungen voraussetzungslos lesen, ohne fachliche Vorbildung, und man gelangt lediglich dadurch, daß man sich der Nähe des Mitdenkenden unterzieht, bis zu den letzten Ausblicken der heutigen Wissenschaft: das deutsche Schrifttum erhält hier wohl zum ersten Male ein Werk, das gerade über diese, die Gegenwart fast beschäftigenden Probleme so klare und gemeinverständliche Aufschlüsse gibt, das, ohne je zu verladen, sich so spannend und unterhaltend liest, seine Untersuchungen in so gefälliger Form vorzutragen weiß — Tatsachen, die dem „Sprung über den Schatten“ das Anrecht auf einen seit langem leeren Platz geben und ihm einen schnellen und großen Erfolg hinfänglich verbürgen.

— Der Kriegsausgang und die deutsche Industrie, von Syndikus P. Moedmann, Hauptmann d. L., 3. Diemer Verlag, Mainz. In klarer, knapper Weise, ohne politische Parteinahme, behandelt der Verfasser alle wirtschaftlichen und politischen Fragen der Gegenwart in ihrer Beziehung zu den Bedürfnissen und Erfordernissen der deutschen Industrie für den Kriegsausgang und kommenden Frieden.

### Schach-Aufgabe.

Von W. Grimshaw.



(7+11)

Weiß

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Gleichklangs in voriger Nummer: Ergriffen.